

Skizzen II 1969 – 1979

Abendveranstaltung im Gästeheim

Am Abend besuchten G. und ich eine Veranstaltung in ihres Vaters Gästeheim, in dem vor allem ältere Frauen sich zur Kur aufhielten. Dr. H. praktizierte nur noch eingeschränkt als Arzt, dafür kümmerte er sich um die geistige Betreuung des Gästeheimes, indem er an mehreren Abenden der Woche Vorträge hielt und Übungen leitete, so am Mittwochabend Übungen zum sorgfältigen Bilden von Begriffen.

Vor den Veranstaltungen bot er eine Art Tagesausklang, bei welcher Gelegenheit er Sprüche las, meist welche von Rudolf Steiner, dann den Tagesspruch und anderes. Er setzte sich dabei an den Tisch gegenüber den Anwesenden. Auf dem Tisch brannten zwei Kerzen als einziges Licht. Bücher, aus denen gelesen wurde, lagen dabei.

Er kam herein mit seiner imposanten Größe von fast zwei Metern. Im Raum, der mich stimmungsmäßig an eine Krypta erinnerte, herrschte Ruhe. Dr. H. setzte sich an den Tisch, senkte das Haupt und schwieg. Nach einiger Zeit hob er den Kopf, blickte zur Decke, holte einen tiefen Atemzug und begann langsam mit seiner tragenden, warmen Stimme und mit klarer Artikulation, deren rheinländischer Einschlag mir sofort auffiel, die Sprüche zu sprechen, jeden zweimal.

G. hatte mir das bis in die Einzelheiten schmunzelnd vorerzählt, wie es für eine Tochter ihrem Vater gegenüber typisch sein mag. Nun saß sie neben mir, und alles erfüllte sich. Wie sollten wir in dieser Situation unseren Ernst retten? Wir vermieden es, uns anzusehen.

Nach einer Pause begann die Begriffsbildungsübung. Thema: Was ist das, die Seele? – Ich beteiligte mich während des ganzen Abends nicht am Gespräch, welches übrigens „einseitig“ war, weil aus der Runde der TeilnehmerInnen keine dem Leiter ebenbürtigen Gesprächspartner erwachsen. So stellte Dr. H. eine bestimmte Auffassung vor mit der Aufforderung, sie zu kritisieren, wozu es indessen nicht kam.

Er charakterisierte die Seele als etwas Mittleres zwischen dem Geist und dem Stoff. Sowohl in der Stoffeswelt als auch in der Welt des Geistes herrschen eherne Gesetze, die überpersönlich wirken und unbeeinflussbar sind. Die Seele nun ist dem Substrat nach zwar geistig, aber individualisiert, d.h. aus der allgemeinen Geistigkeit

herausgegliedert und in einem Leib inkarniert, mit dem sie sich der Stoffeswelt zuwendet. Im Unterschied zum ewig Gleichen des Geistes kann die Seele eine Entwicklung durchlaufen. Wäre sie Geist im Geiste geblieben, so könnte sie dies nicht. Die Seele ist gerade auch wegen ihrer Mittelstellung der Ort der Freiheit, denn im Geiste wie auch im Stoffe herrschen eherne Notwendigkeit.

Dies waren einige wichtige Aussagen Dr. Hs. Es wäre gewiss interessant gewesen, ihn auch über den Stoff und den Geist reden zu hören. Leider war es mir nicht vergönnt, mit ihm über alle diese Fragen in einen regen geistigen Austausch zu kommen, weil er schon bald einen tragischen Unfall hatte.

Es war anregend für mich, gerade weil der Abend mir die Schwierigkeit des Begriffbildens vor Augen führte.

*

Ein Teddy auf der Flucht

Der liebe braune Teddy-Bär, der heute noch „am Leben“ ist, spielte in Giselas Kindheit und Jugend eine zentrale Rolle. Sie bekam ihn geschenkt, als sie vier war, und er wurde ihr unzertrennlicher Liebling, bevorzugt unter allen ihren Puppen, die gegen ihn, auch wenn sie sich noch so hübsch mit Augenaufschlag präsentierten, keine Chance hatten. Er erhielt eine ansehnliche Garderobe, wurde stets liebevoll umsorgt, und falls einmal eine Grippe ihn anfiel, bekam er als Gegenmittel Influidon von der Welda. Wenn er abends ins Bett gebracht wurde, sprach seine stolze kleine Besitzerin für ihn Rudolf Steiners Gutenachtspruch für Kinder „Von Kopf bis Fuß bin ich Gottes Bild ...“. Dass er auch einmal zum Frisör gehen musste, wirkte sich eher nachteilig aus, denn das Haarbüschelchen über der Stirn auf dem feinen Teddy-Kopf wollte trotz allen guten Zuredens nicht nachwachsen.

Als der Teddy kurz nach Kriegsbeginn mit nach Dresden umzog, kamen für ihn schöne Zeiten, denn bald entstand zwischen Gisela und Renate eine innige Kinderfreundschaft, die den stärksten gemeinsamen Nenner im Spielen mit dem Teddy fand. Die beiden Mädchen waren unzertrennlich, und wenn einmal ein Ausflug oder eine Reise gemacht werden musste, reisten die Teddys selbstverständlich mit.

Die furchtbare Bombardierung Dresdens überstand der Teddy im überfüllten Luftschutzraum in den Armen seiner inzwischen zwölfjährigen Beschützerin, die vorübergehend von ihrer Freundin getrennt wurde, denn Giselas Mutter entschloss sich, alles zurückzulassen und mit ihren beiden Töchtern (die zwei Söhne waren eingezo-

gen), Richtung Stuttgart zu fliehen. Obwohl nur Handgepäck mitgenommen werden konnte: das Kofferchen mit dem Teddy und dessen Garderobe war dabei. Die Flucht dauerte drei Tage, weil fast keine Züge mehr fuhren und weil die Bahnstrecken dauernd durch Fliegerangriffe unterbrochen wurden, so dass man auf Bahnhöfen, mit Notsuppen versorgt, in der Februarkälte viele bittere Stunden überstehen musste.

Als der ersehnte Zug endlich einfuhr, entstand ein Wettlauf um die wenigen freien Plätze im vorderen Bereich. Giselchen hatte zwei Koffern zu tragen, einen mit ihren Kleidern und einen mit dem Teddy und dessen Garderobe. Als eher zartes Kind, zusätzlich durch die dramatischen Lebensumstände geschwächt, jammerte sie bald verzweifelt: „Mutter, ich kann nicht mehr!“ Die Mutter rief mit bewundernswertem Blick für das in diesem Kinderleben Wesentliche zurück: „Wirf den schweren Koffer weg!“ Und das war der mit Giselas Kleidern, nicht der mit dem Teddy. So schafften sie es schließlich, in den Zug gequetscht zu werden, der mit Soldaten vollgepfropft war und in dem alles drunter und drüber ging.

Das Gepäck der Flüchtlinge wurde durch die Fenster reingehievt. Dabei passierte das Schreckliche: Plötzlich war Giselchens Teddy-Kofferchen verschwunden! Das Mädchen war so untröstlich, dass die Soldaten im ganzen Trubel eine Suchaktion starteten, um das Kofferchen von der Mädsche aufzuspüren. Und tatsächlich! Binnen kurzem holperte das Kofferchen wie auf einem Fließband über viele Soldatenhände durch die verstopften Gänge zu seiner glücklichen Besitzerin.

Die Flucht endete vorerst westlich von Stuttgart, doch schon nach einer Woche schlug sich die Mutter mit den beiden Töchtern nach Blaubeuren in den voraussichtlichen amerikanischen Sektor durch, um vor den Marokkanern (im französischen Sektor) sicher zu sein, und traf dort auf Renates Familie. So fanden die beiden Freundinnen wieder zusammen und spielten mit ihren Teddys noch, als die Amerikaner längst Blaubeuren besetzt hatten und Gisela fast dreizehn war.

Einen existenziellen Dienst erwiesen die Teddys in Blaubeuren den beiden Familien beim Überleben. Die Mädchen gingen mit geliehenem Puppenwagen spazieren und kamen an einem kleinen amerikanischen Lebensmitteldepot vorbei, das gerade offen stand und nicht bewacht wurde. Sofort ergriffen sie, durch die Teddys ermutigt, die Chance, stibitzten eine stattliche Anzahl von Konservendosen mit Essbarem, steckten sie unter die Decke des Puppenwagens und fuhren mit den schwer gewordenen Wägelchen zurück. Die Mütter erschraaken zutiefst über den Raub, doch als

deutlich wurde, dass niemand etwas bemerkt hatte, waren sie sehr glücklich, denn sie wussten nicht mehr, womit sie ihre Familien ernähren sollten.

Nachtrag: Der Teddy „lebt“ immer noch. Er sitzt in einem Körbchen, das von der Decke herunterhängt, und überblickt mit seinen über siebzig Jahren melancholisch das irdische Geschehen. Obwohl er gerne philosophiert, ist es für ihn rätselhaft, warum er im Gegensatz zu Gisela nicht altert. „Wer wird mich später einmal versorgen?“

*

Ein geborgener Mensch

Auch an diesem Abschiedstag lachte die Sonne. Wir spazierten am späteren Vormittag nochmals durch die Felder und Wiesen zum Waldrand, wo wir uns auf eine Bank setzten. Wir konnten nicht begreifen, dass diese einmalig schöne Zeit vorüber war, konnten es so sehr nicht begreifen, dass wir nicht einmal traurig wurden. Die Oktobersonne brannte förmlich auf unsere der Jahreszeit angepassten Kleider.

Eine alte Frau, eine ehemalige Waldorflehrerin, ging ein Stück weit denselben Weg wie wir vorhin, so dass wir sie in Ruhe betrachten konnten. Sie weilte wohl nicht mehr ganz auf der Erde, und wegen ihres sehr eingeschränkten Gedächtnisses verlor sie zuweilen die Orientierung. – Sie wandelte selbstvergessen, summte vor sich hin, hielt inne und sammelte Blümlein, ehe sie wieder weiterschritt, ein verlorenes und dennoch unendlich geborgenes Geschöpf. Welche Musikalität strahlte dieser Mensch aus! Ich empfand sie wie in einer lichterfüllten Aura von Gnade und Glückseligkeit. Das Wort „*Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein ...*“ erfüllte sich hier auf bewegende Weise. Solch selbstvergessene Abgehobenheit ist etwas vom Schönsten, wenn sie in dieser sanften, gütigen Form erscheint.

*

Rezitation von Alfred Lohner

Heute Morgen (13.3.1971) erlebten wir eine sehr eindrückliche Rezitationsstunde mit Alfred Lohner, einem betagten Schauspieler und seinerzeitigen Nachfolger von Kainz am Burgtheater, abgehalten vor Schülern im Singsaal des Bezirksschulhauses Turgi. Lohner trug deutsche Balladen, zum Teil weniger bekannte (von Spitteler und Chamisso) vor, und zwar mit herrlichem Feuer und feiner Gestaltung zugleich. Er brachte die Worte zu tief ergreifendem Erlebnis, was für die Ausbildung des Seelenlebens von unschätzbarem Wert ist. – Alfred entführte uns in die lichtreiche Atmosphäre gehaltvoller Dichtungen wie etwa Schillers *Kraniche des Ibykus* und verschaffte mir das

großartige Erlebnis, ganz geisterfüllt und gleichzeitig ganz sinnlich präsent zu sein.

*

Klassenfahrt in die Provence/Alpes

Mit meiner „Romeo und Julia-Klasse“ – so benannt nach dem von meiner Frau zu Beginn dieses Schuljahres einstudierten Klassenspiel – verbrachte ich im ersten Juni-Drittel 1978 Camping-Tage in der Provence (Richtung Alpen im Tal der Asse, westlich von St Julien d'Asse) beim Schäferhof von Lebre. Der Campingplatz lag in einem kleinen Eichenhain von meist jungen Bäumen, die einen angenehmen, aber nicht zu viel Schatten spendeten. Ein weites, idyllisches, fast menschenleeres Tal. Wir waren die einzigen auf dem Campingplatz, wie eine Familie unter uns.

Es war alles in allem eine unbeschreiblich schöne Woche. Wie soll man so etwas schildern: den Zauber junger Menschen in einer sonnig-südlichen und zugleich romantisch-wilden Landschaft? – Als das Ganze vorbei war, begann ich etwas zu empfinden, was ich mir zuerst selbst nicht recht eingestehen mochte: eine Sehnsucht nach der göttlichen Schönheit, die mir durch diese Erlebnisse aufgeleuchtet war, eine Sehnsucht, in der die jungen Leute mit der erlebten Landschaft in seltsamer Weise verschmelzen. Was ist es, was von diesen im Schnitt achtzehnjährigen Jugendlichen ausgeht?

Es muss wohl dieses sein: Bis jetzt lebten sie im Rahmen der Schule in einer Klassengemeinschaft, die ja nicht selbstgewählt, sondern schicksalhaft ist. Sie wurden in ganz allgemeiner Weise gebildet, schwammen also ganz im allgemeinemenschlichen Element, ohne sich zu spezialisieren, wie es dann nach der Schulzeit unumgänglich ist. Dieses Allgemeinmenschliche ist eigentlich wie ein Abglanz des umfassenden Göttlichen im Kosmos, während durch das Allzumenschliche der Spezialisierung nach der Schulzeit dieser Glanz, dieses gleichsam Geniale der Jugend, verloren geht, mal abgesehen von den Künstlern und vielleicht auch den Pädagogen.

Die Jugend ist durch ihre Natur genial, wenn man sie nicht vorzeitig daran hindert! Im Lichte dieser Genialität bekommt alles, auch das Alltäglichste, einen unvergleichlichen Zauber; bei dieser Klasse in ganz besonderem Maße, denn es fanden sich in ihr eine Reihe entzückender und origineller Jugendlicher beiderlei Geschlechts. Auch bildete die Klasse ein harmonisches Ganzes aus verschiedensten Typen, die einander ergänzten und förderten.

Was mich so bezauberte, war das bloße Miterleben des Geschehens namens

Klassenfahrt, wobei ich als Klassenbetreuer einen unaufdringlichen Mittelpunkt bildete, der nicht als störend oder gar bedrückend empfunden wurde, sondern als – unterbewusster – Orientierungspunkt sogar unentbehrlich war. Die liebenswürdige Verhaltenheit und zugleich Hilfsbereitschaft meiner Kollegen, Mlle Veillerot und Monsieur Pesneau, beides Franzosen, passte gut in den Gesamtrahmen.

Unter den beschriebenen Umständen gewinnen unbedeutende Alltäglichkeiten einen Zauber, der schwerlich zu schildern ist. Die Busfahrten mit ihren verschiedenen Stimmungen, mit Pop-Musik und auch wieder mit bedeutsamen Gesprächen, deren ich mehrere führte; die Wanderungen in der heißen Sonne; das Baden im etwa fünfhundert Meter südwärts gelegenen kleinen, aber reißenden Fluss (Asse); die Halte an den verschiedenen bezaubernden Orten mit ihren Sehenswürdigkeiten, verbunden mit Einkäufen; die Pedalofahrt in den Gorges du Verdon vom Stausee her, verbunden mit Baden; das Leben auf dem Zeltplatz; die gemeinsamen Mahlzeiten; das Lagerfeuer am Abend – alles das sind Momente, die es auch sonst gibt. Aber so gab es sie nur hier!

Heimat ist da, wo wir anderen Menschen in Liebe verbunden sind. Auch so eine Klassenfahrt ist in diesem Sinne – als vorübergehende Konstellation – ein Stück Heimat.

Hier nur ein paar Bilder von diesen reichen Tagen:

Ankunft:

16 Uhr kommen wir auf dem Zeltplatz an, laden aus und beginnen sofort mit dem Aufbau der Zelte, wobei mir Johannes R. (=> Prinz von Verona im Klassenspiel) und Christof (=> Capulet) helfen, auch Andreas (=> Malvolio). – Das Abendbrot bestreite ich aus meinen Essensvorräten, ohne zu kochen. Danach kommt es zu einem improvisierten Fussballspiel zweier Dreiermannschaften auf ein Tor, das von Johannes R. gehütet wird. Ich spiele mit und schieße tatsächlich ein Tor, und Gundolf sorgt für den Ausgleichstreffer. Die Partie muss abgebrochen werden, weil 20¹⁵ eine allgemeine Lagebesprechung stattfindet, um den nächsten Tag zu planen.

Ein Lagerfeuer mit eigener Volksmusikgruppe (Micky – Ziehharmonika, Dorothee – Flöte, ab zweitem Abend auch Wonni – Violine und Michaela v.P. – Gitarre) beschließt den ersten Tag in der Provence. Auch Hansjörgs Bruder, der auf dem Schäferhof ein Praktikum macht, lässt sich blicken. Er stellt seine Ente zur Verfügung, um den sehr patenten Busfahrer, Herrn Müller, nach Bras d'Asse zu bringen, damit dort

ein Nachtquartier für ihn besorgt wird.

Mitternachtsritual:

Gegen Mitternacht gehe ich mit Monsieur Pesneau zu meinem Zelt, wo wir beim Schein der Petrollampe Wasser für einen Tee aufsetzen. Er trinkt Melissen-, ich Pfefferminztee. Ich mag ihn, diesen etwas eigenwilligen, seltsamen Franzosen, der mit Beginn dieses Schuljahres zu uns gekommen ist und die Klasse im kommenden Jahr im Hinblick auf das Abitur an Mlle Veillerot abgeben wird. Deshalb bat ich *beide* Kollegen, mich auf der Klassenfahrt zu begleiten. Für ihn ist es ein Abschied, für sie ein erstes Kennenlernen. M. Pesneau, den ich bislang nur vom Sehen her gekannt habe, weckt in mir lebhaft die Empfindung, wie reich und rätselhaft das Leben doch ist. Er hat zuerst, bevor er das Fach wechselte, einige Semester Medizin studiert, weshalb ich ihn beiziehe, wenn es jemanden zu „verarzten“ gibt, war aber auch eine Zeitlang als Busfahrer tätig, könnte also notfalls für unseren Busfahrer einspringen. Auch bei der Wala hat er gearbeitet, und jetzt ist er bei uns an der Waldorfschule. Was seine Seele wohl jetzt gerade fühlt? Ich kenne sein Geheimnis nicht, aber die Art, wie er es lebt, veranlasst mich, freundlichen Kontakt mit ihm zu pflegen, wobei ich deutlich ein Entgegenkommen spüre.

Wir sprechen wenig. Was uns verbindet, ist mehr die Geste dieser Situation, um Mitternacht gemeinsam Tee zu trinken, umfassen vom sanften Klagen der Nachtigallen in unserem Eichenhain. Dem Teetrinken im Schutze der Nacht eignet etwas Meditatives, und so machen wir das kleine Ritual zur täglichen Gewohnheit, das bald auch SchülerInnen anzieht.

Anschließend schlafe ich gut auf meiner Liege im komfortablen Zelt. Gegen Morgen sind mir die zwei zusätzlichen Woldecken, die mir meine Frau eingepackt hat, willkommen. Obwohl sie das Klassenspiel „Romeo und Julia“ mit großem Erfolg einstudiert hat und sich der Klasse sehr verbunden fühlt, ist sie zu ihrem und meinem Bedauern aus gesundheitlichen Gründen zu Hause geblieben.

Kühles Bad am Morgen:

Neun Uhr wache ich endgültig auf und erhebe mich als einer der ersten, wie an den noch verschlossenen Zelten und am spärlichen Betrieb bei der gemeinsamen Waschstelle leicht zu sehen ist. Diese besteht aus einer überdachten, an der südlichen Längsseite offenen Bretterbude mit zwei langgezogenen Waschbecken, deren Wasser von weither mit einem Schlauch zugeführt wird. Dann gibt es an der Seite

vier Stecker zum Rasieren, die zu meinem Erstaunen funktionieren. Erleichtert schließe ich meinen Apparat an, denn in einem Bart würde ich mich so recht wohlfühlen.

Allmählich kommen die Mädchen und Jungen angetrottet, und die verschlafenen Gesichter verraten nicht, wie ausgelassen sie sein können. – Ich frühstücke mit Johannes R., weil wir beide eine Flockenmischung mitgenommen haben, die mit Milch und sonstigen Zusätzen gegessen wird, nachdem die Milch auf meinem Spirituskocher erwärmt worden ist.

Um elf begeben sich einige jungen Leuten in der Badehose an den Fluss. Ich habe nicht die Absicht, ins kalte Wasser, das sich übrigens im Laufe des Tages durch die Einstrahlung der Sonne merklich erwärmt, zu tauchen, denn ich bin Mittelmeertemperaturen gewöhnt. Am Ufer gibt es vor allem *eine* Stelle, die geeignet ist, um in den Fluss zu steigen. Sie ist tief genug, dass man schwimmen kann, und zwar ans gegenüberliegende Ufer. Der Fluss ist nicht breit und nicht gefährlich, aber doch ziemlich reißend, so dass man sich nicht mehr halten kann, wenn man bis zum Gesäß im Wasser steht.

An der bezeichneten Uferstelle kann man sich an einem Ast halten, bevor man sich treiben lässt. Betty (=> Amme) senkt ihre Beine zeternd ins kalte Wasser, wagt aber dann bald den Sprung. Andere folgen, während ich meine Füße beinahe mit Entsetzen in die kalten, reißenden Fluten stecke und mir noch nicht recht vorstellen kann, ganz unterzutauchen. Aber die animierenden SchülerInnen und die nüchterne Überlegung, dass ich ja in wenigen Sekunden am anderen Ufer sein werde, treiben mich dazu, mich wenigstens mal bis zu den Oberschenkeln hineinzutasten. Nun, was soll's? Jetzt zurück? Nein! Ich benetze meinen Oberkörper, gleite bis zu den Hüften ins flüssige Element, und dann lasse ich den Ast los. Das Wasser ist verflucht kalt, aber doch nicht so kalt, wie ich dachte, weshalb es mir nicht, wie befürchtet, den Atem verschlägt. Ich schwadere tüchtig und lande bald vorsichtig am abgeflachten anderen Ufer. Man muss aufpassen, dass man nicht mit den Knien am steinigen Grund anstößt. Das Geschiebe ist zwar schön rund und nicht besonders groß, doch an den meisten Stellen ist das Bett so flach, dass man höchstens auf dem Rücken schwimmen kann, was auch wieder Probleme aufwirft.

Bald traben wir in lockerem Verband wieder zurück. Ich beobachte den Gang meiner Schützlinge. Yvonne alias Wonni (=> Julia) mit ihrem Bikini kaschiert ihre hübs-

sche Figur, indem sie ihr Badetuch um die Hüften schürzt, alles immer mit einer charmanten und zugleich diskreten Koketterie. Thomas (=> Romeo) schlingt sein Badetuch um den Nacken und wandelt mit lässiger Anhänglichkeit an ihrer Seite. Seine eleganten Bewegungen fielen mir schon im Klassenspiel auf. Er hat eine gute Figur, und sein dunkler Lockenkopf sowie die stark ausgeprägten Gesichtszüge mit dem vorragenden Kinn geben ihm beinahe das Aussehen eines italienischen Playboys. Sein Gang ist locker und federnd, und wenn er einmal in den Trab übergeht, wirkt er mit seiner aufrechten Haltung wie ein großer Mittelstreckenläufer, der seine Kraft nur ein wenig zeigt und das meiste zurückhält.

Wanderung:

Das Bad war herrlich erfrischend, so dass wir um zwölf Uhr gerne die etwa sieben Kilometer lange Wanderung nach Bras d'Asse beginnen. Sie führt uns der asphaltierten Straße entlang. Bald ziehen sich die sich bildenden Grüppchen in die Länge. Ich gehe abwechselnd ein wenig vor und wende mich dann wieder zurück, um die Nachzügler anzutreiben. Gerade weil ich mich um das Gesamte kümmere, nehme ich intensiven Anteil an allem und erlebe so viel.

Das Wandern ist ja bis ins Physische hinein ein Ausdruck dafür, dass man dauernd in Bewegung bleibt und nicht am Erreichten festhält. Gerade weil man nichts fixiert, sondern gleichsam dahinfließt, erlebt man sich selbst besonders stark. So eine Wanderung wirkt als Gleichnis für den Aufbruch der jungen Menschen ins Leben. – Michaela L., genannt Micky, hat bereits ihre Sandalen ausgezogen, während Dorothee vom Schuh an der rechten Ferse von einer Blase geplagt wird. Ich veranlasse Micky, ihre Sandalen Dorothee zu leihen, worauf alles wieder gut geht. Die beiden gehören übrigens zur selben Zeltgemeinschaft. – Ursula und Sabine, die in ihren Mini-Bikinis unterwegs sind, warne ich vor dem Sonnenbrand. Ich selbst schütze mich mit Hemd und Golfmütze.

In Bras d'Asse rasten wir auf der Terrasse eines Restaurants bei der Abzweigung nach Espinouse. Wir trinken. Viele rauchen, wie immer. Ich telefoniere im Restaurant mit meiner Frau, die meine Reise wehmütig aus der Ferne begleitet, und schreibe sämtliche Ansichtskarten, damit das erledigt ist. – Im Freien steht ein Fussballkasten. Ich animiere die Leute, zahle zwei Partien, worauf ein lebhafter Betrieb am Kasten losgeht.

Später wandern wir auf den Hügel zur Ruine eines Schäferdorfes, das nun unbe-

wohnt ist. Romantisch, auch wehmütig stimmend. Es wird fotografiert. Auf dem Rückweg wähle ich mit einer Gruppe die Route über die ginsterbewachsenen Hügel. Bald verliert sich unsere Straße, und wir müssen schließlich über steile Halden absteigen, weshalb wir uns an den Büschen festhalten, um nicht in unfreiwillige Fahrt zu geraten.

Reizvolle Orte:

Es gäbe vieles zu erzählen. Ich erwähne eine Busfahrt zu Kulturorten. Zuerst geht's zum malerischen Städtchen Roussillon, das so markant über den Ockerfelsen mit den Steinbrüchen thront und wo wir ein interessantes Kunstgespräch mit dem Sohn von Blaise Cendrars führen. Er lebt dort als Bildhauer, führt eine Kunstboutique und schimpft auf Vasarély.

Als nächstes fahren wir weiter zur ebenfalls malerischen Stadt Gordes, wo wir das soeben beschimpfte Vasarély-Museum besuchen. Ein interessantes Erlebnis, an dem die Schüler lebhaften Anteil nehmen, ehe wir die Gassen der Stadt selbst erkunden.

Schließlich bringt uns unser Bus zur Zisterzienserabtei von Senanque, in deren schmuckloser Kirche klar die architektonische Struktur hervortritt. Die Klasse kann der Versuchung nicht widerstehen, die Akustik des Raumes auszuprobieren, weshalb sie ihre beachtlichen Gesangskünste mobilisiert und sich an der herrlichen Akustik mit schönen Liedern berauscht.

Gespräch nach Mitternacht:

Nach dem Mitternachtstee mit M. Pesneau, Astrid, Marie-Louise und Andreas be-gebe ich mich noch zum Lagerfeuer, wo Hansjörg (=> Mercurio) im Kreise mit seinem Bruder und einigen MitschülerInnen das von ihm oft erörterte Problem vorträgt, ob nicht die Lebensgemeinschaft zu zweit (die Ehe) zu eng sei und durch eine erweiterte Gemeinschaft ersetzt werden müsste, ob man denn nicht mehreren Menschen zugleich in Liebe verbunden sein könne. Ich schließe das nicht aus, gebe aber zu bedenken, die Gestaltung einer solchen Gemeinschaft wäre angesichts der damit verbundenen menschlichen Probleme und der Berufstätigkeit heutiger Frauen noch schwieriger, als es die von Hansjörg verpönte Ehe ohnedies schon sei. Im übrigen weise ich darauf hin, dass jede menschliche Begegnung der Möglichkeit nach unendlich sei, weshalb es bezüglich Partnerschaft nicht auf die Quantität ankomme.

Morgenbad und Abenteuer in den Gorges du Verdon:

Unseren letzten Tag in dieser verträumten Gegend eröffne ich mit einem Morgenbad im nahen Fluss. Beim Schwimmen und Waten begegne ich Katharina, habe aber schon vorher Michaela L. und Michaela v.P. zum Fluss gehen sehen. Ich wundere mich, dass die beiden nirgendwo zu finden sind. Katharina ist da besser informiert. Sie führt mich auf den breiten Bändern von Flussgeschiebe flussabwärts. Da sehe ich in der Ferne zwei junge Frauen. Katharina blickt mich vielsagend an. Wir nähern uns noch ein Stück. Haben die aber kleine Bikinis an ... Doch halt, das sind ja gar keine Bikinis, sondern – wie soll ich sagen? – Bermuda-Dreiecke. Mit anderen Worten: Die beiden Schönen baden nackt. Warum auch nicht? Doch mir als Lehrer ziemt es nicht, diese Tatsache ästhetisch noch stärker auszuweiden. Deshalb schicke ich Katharina, um die beiden Michaelas zum Aufbruch zu mahnen. An der Uferstelle, wo ich das Flussbett verlasse, liegt ein Bikini. Wenn ich es mitnähme ... Aber ich verhalte mich diskret und spreche auch mit niemandem darüber. Vielmehr spüre ich Lust, das letzte gemeinsame Flockenfrühstück mit Johannes R. einzunehmen, ehe wir zum Stausee am Ende der Gorges du Verdon aufbrechen.

Nachdem wir den grandiosen Canon der Gorges du Verdon, eine der großen Felsschluchten Europas, an verschiedenen Stellen unter abenteuerlichen Bedingungen schon am Vortag erkundet haben, sind wir zum Stausee gefahren, in welchen die Schlucht mündet. Wir kommen kurz vor Mittag an und belegen sofort die um diese Tageszeit freien Tretboote, um in den Canon vorzudringen.

Es ist ein ungeheures Erlebnis. Das gestaute Wasser geleitet uns in die enge Schlucht von wechselnd fünfzehn bis vierzig Metern Breite, an deren Seiten hohe Felswände mit ihren wunderlichen Bildungen senkrecht emporragen und nur wenig Himmelblau freigeben. Immer weiter dringen wir vor, gespannt wie auf einer Expedition. An einer Stelle rauscht seitlich ein kleiner Wasserfall herunter.

Ich habe Hans P. (=> Paris) im Boot, der mir während der Fahrt von seinen Ferien mit Gundolf von London bis Marokko erzählt. Wir dringen etwa zwei Kilometer tief in die Schlucht ein. Inzwischen lässt der Stau effekt nach, und der Fluss fängt an, uns immer stärker entgegenzuströmen, bis wir auch mit kräftigem Treten nicht mehr vorwärts kommen. Also drehen wir. Wir waren die vordersten. Auf der gemütlichen Rückfahrt stoßen wir zu den anderen und bilden mit einigen zusammen eine ineinander verhakte Plattform. Trotz des kalten Wasser baden Betty, Hansjörg und Wonnini, wogegen Thomas nur die Beine reinstreckt. Tretboote eignen sich sehr gut als

Plattform zum Wasserspaß.

Um zwei Uhr nach Mittag geben wir an der Bootsanlege unsere Schiffe zurück. Man sitzt entspannt am Ufer, trinkt und sonnt sich. Einige schwimmen im See. Mlle Veillerot und ich schließen uns ihnen unter dem Applaus der SchülerInnen an. Eine herrliche Erfrischung in angenehmer Wassertemperatur. Auf der letzten Stunde liegt schon eine leise Wehmut, denn wir werden noch am selben Abend die Heimreise antreten müssen.

*

Abschlussfahrt mit den AbsolventInnen

Freitag:

Nachdem alle SchülerInnen Mitte Juni 1979 das Abitur oder die Fachhochschulreife bestanden hatten, wurde bei Palms in Vaihingen fröhlich gefeiert, und zwei Tage später trafen wir uns am Bus bei der Goetheschule in Pforzheim, um ins Elsass zu reisen. Im Gegensatz zur Fahrt in die Provence war diesmal auch meine Frau mit dabei, welche die Klasse seit der Einstudierung *Romeo und Julia* ins Herz geschlossen hatte.

Das Bewusstsein, dass dies der Abschied sei, gab der Fahrt eine eigentümliche Stimmung, gemischt aus Freude über die bestandene Prüfung, Zuversicht über die künftigen Wege und Wehmut über die Trennung von liebgewordenen KameradInnen bzw. SchülerInnen. Für mich als Lehrer lag vor allem die Wehmut nahe, und sie beschlich mich denn auch zuweilen, doch ich versetzte mich in den Standort des Geistes und erlebte mit Gewissheit, dass Abschied und Trennung nur für das sinnesegebundene Bewusstsein von Bedeutung sind. In Wirklichkeit sind wir Menschen, besonders die karmisch Verbundenen, dauernd eins, nur dass wir uns dessen nicht bewusst sind. Die Begegnungen im Leben lassen das zunächst unbewusste Verbundensein aufleuchten, ehe es dann vielleicht wieder in Vergessenheit gerät. Ich fühlte mich intensiv mit den SchülerInnen verbunden und empfand eine Genugtuung über das Verhältnis, das sich in fünf Jahren zwischen uns entwickelt hatte.

Wir fuhren, während wir uns angenehm unterhielten, über Karlsruhe auf der Autobahn Richtung Süden. Bei Emmendingen bogen wir aus und erreichten über die Badische Weinstraße an den Südhängen des Kaiserstuhls bald Breisach, wo wir über die Grenze setzten. In Colmar tastete sich der Bus zum Zentrum vor, um zu erkunden, wo das Museum *Unter Linden* liegt, das wir später besuchen wollten. Dann

ging's weiter, bis wir in Luttenbach bei Münster abbogen und auf einer ziemlich schmalen Straße die Ferme Auberge *Kahlenwasen* erreichten, gelegen auf 1100 m.ü.M. in Gipfelnähe des Petit Ballon. Dies war unser erstes Nachtquartier.

Leider war es infolge der eingebrochenen Schafskälte ziemlich kühl. Die Zimmer waren nicht geheizt. Über fließendes Wasser verfügten sie auch nicht. Meine Frau hatte zum Glück in weiser Voraussicht ein Heizkissen und eine Wärmflasche für uns beide mitgenommen. – Im gemütlich warmen, verrauchten Lokal aßen wir Abendbrot, immer bei guter Stimmung.

Die gemeinsame Fahrt auf einen hohen Berg hat nach beendeter Schulzeit eine symbolische Bedeutung. Aus der Überschau blickt man einerseits zurück auf das Durchlebte, und andererseits schaut man in unbestimmte Zukunftsfernen. Ich fand wie immer großen Gefallen daran, die SchülerInnen zu beobachten, wie sie sich unterhielten, spaßten, lachten, eine Zigarette anzündeten, in Gesprächen versanken. Wir einigten uns, die ganzen Kosten des Aufenthaltes auf eine gemeinsame Rechnung schreiben zu lassen, gleichgültig, was von den einzelnen konsumiert würde. So tranken die einen Wasser, die anderen Tee, einige Wein zum Essen. Auch unser Vegetarier, der bedächtige Jan, probierte den Wein, und da er ihn nicht gewöhnt war, spürte er bald die Wirkung, sehr zu unserem Vergnügen. Doch alles blieb in sehr harmlosen Grenzen.

Die Wirtsleute waren typische Elsässer. Sie sprachen französisch. Sobald sie aber Gelegenheit hatten, wechselten sie zu ihrem Dialekt, der dem Baseldütsch sehr ähnelt.

Samstag:

Wir standen nicht allzu früh auf, dies um so mehr, als wir gegenüber der französischen Zeit eine Stunde verloren hatten. Einige unternahmen erste Spaziergänge. Glücklicherweise wurde das Wetter freundlich, worauf wir angewiesen waren, denn der Bus würde uns erst am Abend wieder abholen, um dann bis zum Schluss bei uns zu bleiben.

Das Frühstück schmeckte. Eine hausgemachte Butter verleitete nicht nur mich dazu, mehr als nötig zu essen. Der Milchkaffee regte an. Wir saßen in unternehmungslustiger Stimmung beisammen und freuten uns auf die Erkundungen zu Fuß in der Höhenluft. Wir spazierten Richtung Hilsenfirst. Satte Wiesen, wenige Bäume und Sträucher sowie heideartige Flächen boten sich unseren Blicken, ferner eine weite

Aussicht, der allerdings durch den Dunst Grenzen gesetzt waren. Meine Frau genoss die Landschaft in vollen Zügen und sprach bereits davon, wir sollten hier einmal einige Tage verbringen.

Nach dem Mittagessen wiederholten wir alle gemeinsam diese Wanderung, nur dass wir viel weiter gingen, und zwar durch heideartigen Wuchs und zwischen Granitblöcken hindurch dem Kamm entlang, der zum Hilsenfirst führt. Sonnenschein durchwärmte den milden, erfrischenden Wind. Die AbsolventInnen gerieten bald in eine ausgelassene Stimmung, angeheizt besonders von Christof. Er war unser Abitur-Ass mit einem Notenschnitt von 1,1. Scharfe Intelligenz, gepaart mit einem überdurchschnittlichen Gedächtnis, ermöglichte ihm dieses Ergebnis. Seinem Gedächtnis verdankte er auch sein großes Repertoire an Gedichten, Liedern usw. Nun verhohelpiepelte er die Dornacher Sprachgestaltung, indem er mit seinem kraftvoll schnarrenden Bariton aus Faust rezitierte. Johannes R. schloss sich dem mit wogender Stimmkultur an.

So wurde rezitiert, gesungen, gelacht, auf Felsen herumgeklettert und fotografiert. Michaela L. flirtete in ihrer locker verspielten Art mit den Männern. Es machte ihr nichts aus, dass Thomas sie für einen Foto-Schnappschuss auf den Mund küsste und hinterher die Lippen abwischte, und sie ließ sich ohne besondere Ängste von Dracula Hansjörg bedrängen. Besonders Johannes Z. schoss – wie schon auf der Klassenfahrt im Jahr zuvor – Aufnahmen, aber auch Johannes R. und Christof.

Was für eine turbulente Impulsivität doch aus den Seelen dieser junger Menschen sprudelte! Wie auf stürmischem Meer schäumten die Gefühle und Fantasien auf. Freilich waren nicht alle so übersprühend wie Christof. Ruhig und bedächtig sah Jan dem ganzen Treiben zu. Kristina freute sich auch, doch ging sie nicht so aus sich heraus wie Micky.

Sylvia verknackste sich den Fuß und begab sich zu meiner Frau, die einige hundert Meter hinter uns an einer markanten Stelle Halt gemacht hatte, und vertiefte sich mit ihr in ein Gespräch. Johannes H., in sich verschlossen und sehr korrekt, saß mit der Landkarte auf einem Felsen und rekognoszierte das Gelände, anscheinend erhaben über die Albernheiten seiner Kameraden. Michaela W., ihrem exzentrischen Wesen gemäß, suchte sich einen besonderen Ort und ließ sich von Johannes Z. ritterlich-respektvoll begleiten. – Betty, Yvonne und Marie-Luise hatten sich hingelegt und verpennten deshalb diesen herrlichen Erkundungsgang, den meine Frau mit ih-

rem Stühlchen erstaunlich gut bewältigte. Sie gehörte ganz selbstverständlich dazu und führte im Laufe der Reise mit verschiedenen AbsolventInnen wertvolle Gespräche.

Die Stunde vor dem Abendbrot verbrachten wir gesellig im Lokal. Zuerst spielten die Leutchen eine Art Quiz, an dem ich mich als Flüsterer bei Marie-Luise beteiligte, weshalb sie einige Siege errang. Dann gab es einen Dichterwettbewerb. Einer sagte ein Wort, z.B. „sauer“, der nächste musste einen Reim dazu finden, z.B. „Bauer“. Und so stellten wir etwa fünf Reimpaare zusammen. Dann musste jeder unter Verwendung derselben ein Gedicht schreiben. Reihenfolge der Reimwörter beliebig. Meine Frau und ich machten auch mit. Was insgesamt herauskam, war erfreulich, ja erstaunlich. Es gelangen echte Würfe, so dass das Vorlesen jedesmal zum Vergnügen geriet.

Schnell vergeht die Zeit bei solchen Spielen. Bald mussten wir den langen Holztisch mit den ebenso langen Seitenbänken ohne Rückenlehne räumen, damit das Abendbrot aufgetragen werden konnte. Es war reichhaltig mit Fleisch versehen. Erst als ich die Gesamtrechnung bezahlte, kam uns in den Sinn, dass uns selbstverständlich auch das Übriggebliebene verrechnet wurde. Wir konnten immerhin davon noch die eben eingetroffene Busfahrerin und ihre Mutter reichlich verköstigen.

Nun galt es den herb-schönen Ort zu verlassen, um für die kommende Nacht über Münster, Turckheim und Ribeauvillé noch das 800 m.ü.M. Richtung Ste Marie aux Mines gelegene Aubure zu erreichen. – Das Fahren bringt die jungen Leute immer wieder in Hochstimmung. Schon am ersten Tag war gesungen worden. Jetzt aber entfalteten die von ihrer eigenen Jugendlichkeit Berauschten ihr ganzes Repertoire an Rezitation und Gesang. Schillers *Bürgschaft* und anderes, verschiedene Gesänge, darunter auch Schlager (Annabelle von Reinhard May, „Ich liebe jeden, der mir gefällt“ usw.) wurden hinreißend vorgetragen und gesungen, weshalb ich begeistert Komplimente austeilte. Michaela W. sprach und sang wie eine in Extase geratene Mänade und steckte damit alle anderen an.

Es war schon ziemlich spät, bis wir unsere Unterkunft in Aubure bezogen hatten. Dann gingen die meisten los, um ein Lokal zu suchen, kamen aber bald enttäuscht zurück. Nichts los! Die Stimmung war gebrochen. Wir versammelten uns in einem Zimmer. Wolfram war schon unter die Decke gekrochen. Der kahle Raum förderte die Stimmung nicht. Nach vergeblichen Ansätzen, eine Gespenstergeschichte zu er-

zählen – ich wusste auch keine – bat Hansjörg mich, ein Bild meines Lebenslaufes zu entwerfen. Ich tat dies mit einer Prise Humor, und so fand dieser Tag nach dem Rausch der Gesänge während der Fahrt einen unerwartet besinnlichen Abschluss.

Sonntag:

Wir standen um acht nach deutscher Zeit auf. Nun ging's über Kaysersberg nach Colmar. Dreimal hielten wir vergebens bei einem Café an, um zu frühstücken. Die hatten nicht das nötige Brot usw. für 19 Gäste. In Colmar fanden wir aber doch noch ein Lokal, dessen Wirt über eine entsprechende Improvisationsgabe verfügte. Ein humorvoller Typ, im Gegensatz zu seinem Kellner. Hier bekamen wir den gewünschten Café complet (mit Brot, Butter und Marmelade; sogar Hefekuchen wurde noch serviert). Beim Frühstück, während meine Frau und Hansjörg in ein Gespräch über Pantomime vertieft waren, brachte mir Thomas mit warmherziger, eher unbeholfen wirkender Geste eine Rose, und dazu noch eine rote! Er hatte sie in einem Laden für mich gekauft. Typisch für ihn. Ich war sehr gerührt. Der Chef des Lokals, der sich der Pflege der edlen Blume annahm, glaubte, sie sei von mir für meine Frau. Ich ließ ihn in seinem Glauben.

Nach einigen kühnen Manövern durch die Gassen der Altstadt fanden wir den großen Parkplatz und machten uns auf den Weg zum Museum *Unter Linden*. Doch war es nach französischer Zeit eben zwölf Uhr, weshalb sich die Tore für zwei Stunden schlossen. Die Wartezeit verbrachten wir sinnvoll. Wir gingen zuerst in die Kirche, in der Schongauers Meisterwerk *Maria im Rosenhag* steht. Ein bewundernswertes Bild, dessen Gegensatz zu Grünewalds Madonna sehr interessant ist. Reiche Glasmalereien rundeten den Eindruck ab. Dann besuchten wir den Dom, dessen Architektur, Glasmalerei und Chorgestühl sehenswert sind.

Neben dem Dom gibt es ein Boulevard-Café, wo wir uns nach den ersten Kunstgenüssen unter angenehmen Gesprächen ausruhten. Vor dem Museum *Unter Linden* sahen wir eine Gruppe junger Menschen, die uns so anthroposophisch anmuteten. Da lachte uns auch schon Michaela Müller entgegen, die bis zur zwölften Klasse zu uns gehört hatte. Stuttgarter Jugendseminar! Welche schöner Zu-Fall. Unsere Ehemalige schloss sich für die Wartezeit ihrer früheren Klasse an.

Tja, so ein Boulevard-Stündchen gehört zum Zauberhaftesten. Mit jungen Leuten ist auch immer was los. Hansjörg fütterte auf dem Domplatz Tauben, und sobald sie ganz zutraulich wurden, verscheuchte er sie mit einem Aufschrei. Zum Kugeln! –

Thomas saß wieder einmal bei Yvonne, mit der ihn eine undefinierbare Freundschaft verband, seit sie zusammen Romeo und Julia gespielt hatten.

Den seelisch-geistigen Höhepunkt unserer Fahrt bildete das Erlebnis des Isenheimer Altars. Wie viel wäre über Grünewald und sein Meisterwerk zu erzählen! Aber dafür ist hier kein Raum. Ich will nur erwähnen, dass auch die AbsolventInnen von der Magie dieser Kunst ergriffen wurden. Dabei war es mir klar, dass diese Waldorfschüler einfach das Organ mitbrachten, Kunst zu erleben. Sie standen nicht so hilflos da wie viele Touristen, sondern ließen sich gleich anregen und halfen einander im Gespräch. Interessant, wie Hansjörg einmal mehr intensiv fragte, während Johannes R. zu meinem stillen Vergnügen bereits den tiefdringenden Kunstbetrachter spielte. Vielleicht kündigte sich da schon etwas über seinen weiteren Lebensweg an.

Ich selbst versank nach und nach in den Bildern und vergaß um mich meine Schützlinge. Hie und da ein kleiner Austausch mit dem einen oder anderen von ihnen, aber vor allem mit meiner Frau. Trotz der vielen Touristen folgte ich intensiv dem, was die Farben und Formen erzählten und spürte bald die beseligende Wirkung ähnlich, wie es mir zehn Jahre zuvor in Florenz im Botticelli-Saal ergangen war. Große Kunst bildet an der Seele, Grünewalds Kunst spiritualisiert sie. Der Höhepunkt von allem war für mich der Auferstandene. – Auf jeder Fahrt solcher Art sollte ein derartiges Erlebnis sein. – Schließlich mussten meine Frau und ich uns beeilen, um rechtzeitig beim Bus zu erscheinen. Der gute Jan begleitete uns.

Erquickt von den Eindrücken in Colmar hatten wir vor, über Sélestat und Barr auf den Odilienberg zu fahren. Wir unterhielten uns angeregt, als zwischen Sélestat und Barr der Bus in voller Fahrt einen Schwenker machte und brüsk bremste. Es krachte. Ein Unfall! Der Bus fuhr an den rechten Straßenrand. Hinter uns war eine Kreuzung auf offener Strecke. Mitten auf der Straße lagen ein Mofa und ein alter Mann, der jetzt verzweifelt aufzustehen versuchte. Ein entsetzlicher, lähmender Anblick! Musste so unsere Fahrt enden?

Ich bat Christof, Hansjörg und Thomas, mit der Medikamententasche der Schule erste Hilfe zu leisten. Sie eilten zum Unfallort, schoben das Mofa beiseite und halfen dem bedauernswerten Alten auf die Beine. Auch einige Autofahrer setzten sich bereits ein. Der Alte schwankte, auf zwei Seiten unterstützt, zum Straßenrand, während Thomas die vorige Lage seines Mofas markierte.

Michaela W. rollte sich auf einem Sitz zusammen und wollte nichts sehen. Die

empfindsame Sylvia hatte einen Schock und wurde von meiner Frau liebevoll bemutert. Alle blickten erschrocken drein. Auch unsere gute Busfahrerin, Frau Volz, war natürlich geschockt. Ihre Mutter hatte auf der Hinfahrt noch ganz stolz erklärt, sie fahre schon seit zwei Jahren, und zwar unfallfrei.

Die Lampe des Bus vorne rechts war vom Mofa-Fahrer zertrümmert. Sonst kein Schaden. Der alte Mann war links abgebogen, ohne ein Zeichen zu geben. Ich ging zum Verletzten und überzeugte mich, dass die erste Hilfe klappte. Gott sei Dank keine schwere Verletzung und kein Bruch. Der Mofafahrer hätte mausetot sein können. Eine Schnittwunde an der linken Hand (vom Glas des Busscheinwerfers), Prellungen am linken und rechten Unterschenkel und Knie. – Eine Frau fuhr zur nächsten Ortschaft, um den Arzt zu rufen, der recht bald kam; gleich darauf die Ambulanz. Auch die Berichterstattung der Polizei wickelte sich rasch ab.

Die Stimmung war durch den dramatischen Zwischenfall so gedämpft, dass Betty und andere am liebsten direkt nach Hause gefahren wären. Aber die Mehrzahl hielt am Odilienberg fest, und das war gut. Wir kamen dort an, als der Touristenstrom bereits abflaute. Zuerst reparierten Johannes H. und Christof den Scheinwerfer. Es war nicht einfach, die Birne zu ersetzen, gelang aber bald.

Dann machten wir den Rundgang mit Blick auf das Rheintal bis zu den seltsamen Sarkophagen im Fels und den beiden sehenswerten Kapellen. Nach diesen bemerkenswerten Eindrücken lud ich alle ein, etwas zu essen und zu trinken, denn ich hatte noch französisches Geld übrig. Wir bestellten Pommes frites und allerlei Flüssiges. Lustigerweise blieben mir gerade noch 50 Centimes übrig. Gut berechnet!

Nun wünschte ich, dass wir vor der Weiterfahrt das Grab der heiligen Odilie besuchten. Als wir ihre Kapelle betraten, vernahmen wir ein verhaltenes Orgelspiel, von dem man nicht wusste, woher es kam. Schlagartig befanden wir uns in einer Welt der Andacht und Innerlichkeit. Eingetaucht in diese Empfindung, betrachteten wir den diskret beleuchteten Sarkophag der Stifterin dieses Klosters. Die Klasse war ganz still, ja geradezu feierlich geworden. In den Verbindungsräumen, die zur Kirche führten, befindet sich in einer Nische der Sarkophag des Herzogs, der als der Erbauer gilt (Eticho nach meiner Erinnerung). Er steht leer. Es handelt sich um eine der Körperform angepasste Vertiefung mit Hals, Schultern und Kopf in Stein, wie wir sie zuvor im Freien gefunden. Schüler winkten mich herbei und forderten mich auf hineinzuschauen. Da lag mit verschmitztem Lachen Hansjörg Palm. Die Ruhestätte war

wie maßgeschneidert für ihn.

Während wir seitlich die Kirche betraten, hörte das Orgelspiel auf. Gleich beim Eingang konnte man Kerzen kaufen, um sie als frommes Opfer darzubringen. Hansjörg kaufte eine und ging durch die Altarschranke, um sie in den Lichterkreis ihrer Geschwister zu stellen. Christof folgte seinem Beispiel. Da trat eine Schwester hervor und brachte die Kerze an den ihr gebührenden Ort.

Nun fragte mich Hansjörg, ob gesungen werden dürfe. Ich war unsicher, weil ich eine Ablösung der ewigen Anbetung erwartete, aber die Schwester erlaubte es gerne. Die Klasse stellte sich hinten auf, ich setzte mich mit meiner Frau dazu. Sie sangen verhalten und andächtig Bachs *Wer nur den lieben Gott lässt walten* mehrstimmig, zuerst drei Strophen, dann noch eine Strophe summend. Yvannes helle, kräftigklare Stimme fiel mir auf.

Vorne vor dem Hauptaltar beteten drei Herren kniend. Die Schwester bei den Kerzen war sehr gerührt, sie hantierte während des ganzen Gesanges ein wenig herum, ohne dass es nötig war, und ging erst danach ab. Erinnerungen an die Klassenfahrt in die Provence stiegen in mir auf: Senanque!

Besinnlich und innerlich beruhigt schritten wir zum Bus zurück, um heimzufahren. Ein friedlicher Abend voller Sonnenschein. Im Vorbeifahren sah man das Straßburger Münster. Der Grenzübergang verlief reibungslos. Die AbsolventInnen blieben ziemlich verhalten. Fragen der nahen Abschlussfeier wurden kurz besprochen.

Bei Rastatt ein letzter Halt, um zu telefonieren usw. Die Autobahnkirche wurde leider gerade geschlossen. Es ist eine Pyramide, umgeben von seltsamen Steinplastiken im altmexikanischen Stil.

Bei der Autobahnausfahrt Karlsruhe stieg Michaela W. als erste aus. Sie suchte rechtzeitig ihr Gepäck zusammen und umarmte und küsste ihre Kameraden, die fast alle um sie versammelt waren. Ich stand im Korridor des Bus und schaute mit Rührung zu. Nun war ich dran. Ein kurzes Zögern, dann hatte sie auch mich umarmt und rasch ihre Wange an die meine gedrückt. Husch! Und schon zog sie weiter. Ihre KameradInnen verfolgten gespannt die kleine Szene, weshalb ich rasch bemerkte: „Schade, dass es kein voller Kuss geworden ist!“ Entspanntes Gelächter. Humor und Geistesgegenwart sind ein und dasselbe. Ich kann aus Erfahrung sagen: Die SchülerInnen machen mich geistesgegenwärtig. Ich weiß dann genau, was ich tun muss.

Meine Frau führte mit dem feinen, nach außen eher spröden Johannes H. ein tie-

fes Gespräch, während ich mich nochmals dem guten Jan widmete. Als wir in Pforzheim ankamen, sangen wir der sympathischen Busfahrerin zum Abschied ein Lied. Dann reichten wir uns die Hände, wobei die Aussicht auf die Abschlussfeier diesem Augenblick das Endgültige nahm. Hansjörg, der mir seit längerem durch sein tiefes Interesse sehr verbunden ist, umarmte mich. (Ich war übrigens bei seinem Wehrdienstverweigerungsverfahren Zeuge, ebenso bei Thomas.) Bei Thomas bedankte ich mich nochmals für die Rose.

Vorbei, vorbei! So wird es einmal mit dem ganzen Leben sein. Doch alles, was vom Geist ergriffen wird, geht ins Reich der Dauer ein. Gisela und ich wandelten wie im Traum zu unserer nahegelegenen kleinen Pforzheimer Zweitwohnung.